

Penguin Bloom

Der kleine Vogel, der unsere Familie rettete



Für Sam

Penguin Bloom

Der kleine Vogel, der unsere Familie rettete

Cameron Bloom & Bradley Trevor Greive

Aus dem australischen Englisch von Ralf Pannowitsch

Ornithologische Randnotiz

Mancher Vogelkenner wird sich bei der Lektüre der deutschen Übersetzung fragen, ob Penguin Bloom wirklich eine Elster ist. Streng genommen nein – die »Australische Elster« (Australian magpie) ist mit unseren heimischen Silberlöfelfeldieben nur entfernt verwandt. Sie gehört zur Familie der Würgekrähen, hat den wissenschaftlichen Namen *Gymnorhina tibicen* und wird im Deutschen wegen ihres Rufes meist Flötenvogel genannt. Da Penguin aber in allen bisherigen Medienberichten als Elster bezeichnet wurde, wollten wir bei dieser Konvention bleiben. Übrigens stützen auch Flötenvögel für den Nestbau gern etwas aus menschlichen Behausungen!



KNAUS



Dank

Von den ersten Bildern und Textskizzen bis hin zur geschliffenen Fassung im finalen Layout, dem umweltfreundlichen Papier, dem sorgfältigen Druck und der soliden Bindung haben sehr viele begabte Menschen ihr Herzblut in das schöne Buch fließen lassen, das Sie gerade in den Händen halten.

Cameron Bloom und Bradley Trevor Greive danken vor allem Brigitta Doyle von ABC Books. Ihre echte und anhaltende Leidenschaft für diese Geschichte war für das Gelingen des Projekts ausschlaggebend.

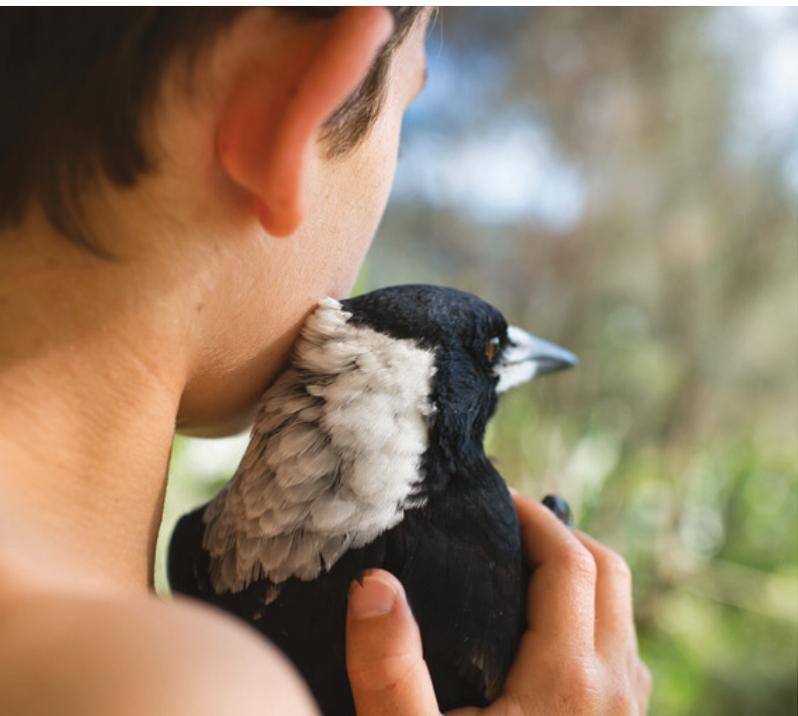
Die Autoren möchten auch Simon ›M‹ Milne von HarperCollins Publishers Australien und Sir Albert Zuckerman von Writers House, New York, ihren persönlichen Dank für alle erwiesene Unterstützung ausdrücken.

Familie

Wie man im schwarzen Afrika und bei den Ureinwohnern Nordamerikas weiß, ist deine Familie das gesamte Dorf, mit allen seinen Lebenden und seinen Toten. Und deine Verwandtschaft endet nicht bei den Menschen. Deine Familie spricht auch aus dem Knistern der Flammen zu dir, im Rauschen des fließenden Wassers, im Atmen des Waldes, in den Stimmen des Windes, im Zorn des Donners, im Regen, der dich küsst, und im Singsang der Vögel, die deine Schritte grüßen.

Eduardo Galeano





Vorbemerkung

Es ist schmerzhaft, unsere Geschichte mit anderen Menschen zu teilen, und doch: Es ist eine wundervolle und wahre Geschichte.

Immer wenn ich von den Tränen, dem Zorn und der Sehnsucht erzähle, spreche ich auch von Liebe.

Wir haben gelacht, bis uns die Tränen kamen, und wir haben uns in den Schlaf geweint, denn das ist das Wesen der Liebe.

Liebe verletzt.

Liebe heilt.



Prolog

Ich habe mich beim Kuchenessen in Sam verliebt. Sie trug ausgewaschene Jeans, ein weißes T-Shirt und eine königsblaue, mit Mehl bestäubte Schürze; sogar auf ihrer Nase war ein Tupfer Mehl. Sie war klein, furchtlos und unheimlich süß.

Sam arbeitete an den Wochenenden und während der Ferien in der Bäckerei ihrer Eltern in Newport Beach. Damals brachte sie ihre Ausbildung an der Technischen Universität Sydney zu Ende, um Krankenschwester zu werden. Trotz eines vollgepackten Stundenplans und langer Pendelstrecken strahlte sie, wenn sie hinter der Theke stand, dass sich der ganze Laden erhellte. Ich weiß nicht, woher sie die Energie nahm.

Sam war wie ein Junge aufgewachsen. Als Kind war sie still und schüchtern gewesen, aber sie saß nie ruhig da; vermutlich konnte sie das gar nicht. Wenn sie nicht gerade in der Schule war oder auf ihrem Skateboard herumsauste, putzte sie bei anderen Leuten oder half als Babysitterin aus, um sich ein Taschengeld zu verdienen. Schon als Teenager strebte sie nach finanzieller Unabhängigkeit. Immer lächelnd und auf eine lustige Art dickköpfig, war Sam ganz und gar das Kind ihres Vaters. Sie hatte gelernt, harte Arbeit zu lieben, Untätigkeit zu verabscheuen und über Schmerzen zu lachen. Ein Tag voller Arbeit ist für sie ein guter Tag, und Paracetamol ist für Schwächlinge.

Ich weiß nicht, was Sams Vater gedacht haben mag, als er mitbekam, dass ich mich in seine Tochter verliebt hatte. An einem Studium war ich nie interessiert gewesen, und die Schule hatte ich so früh wie möglich verlassen. Mit dreizehn schnappte ich mir die alte Kamera meines Vaters, und von diesem Augenblick an wusste ich, was meine Bestimmung war. Drei Jahre

später gewann ich einen Fotowettbewerb mit Surferbildern. Der Sieg brachte mir vierzig Dollar und sechs Filmrollen ein. Mehr brauchte ein von sich überzeugter australischer Teenager nicht, um zu glauben, dass aus ihm der nächste Max Dupain werden sollte.

Egal ob ich im Fotoatelier mein Metier erlernte, in einer Dunkelkammer Bilder abzog oder einen Außentermin hatte – fast jeder Tag begann und endete auf einem Surfbrett. Es war kein Zufall, dass ich meine freie Zeit am liebsten gleich gegenüber vom Surfside Pie Shop verbrachte, wenn Sam dort arbeitete. Ihren Dienstplan konnte ich schon auswendig, und nachdem ich die letzte Welle des Tages geritten hatte, zog es mich oft schnurstracks in die Bäckerei. Dort bestellte ich einen heißen Pie mit Rindfleisch und Pilzen und schob noch ein Puddingtörtchen und eine Portion Smalltalk hinterher. Oft verzehrte ich meine leckeren Errungenschaften gleich im Laden – triefend nass in Surfshorts, mit klappernden Zähnen und sandigen Füßen – und schwatzte so lange mit Sam, wie sie es mit mir aushielt, häufig bis Ladenschluss.

Wenn meine Shorts getrocknet waren und ich mich besonders mutig fühlte, pirschte ich mich näher an Sam heran und grinste dabei wie ein Honigkuchenpferd. Ihr Vater war in den hinteren Räumen mit Backen beschäftigt; rotgesichtig und grimmig stand er in der Hitze der riesigen Backöfen. Seine blutunterlaufenen Augen schienen mir zu sagen, dass offenes Flirten gefährlich war, aber bald erfuhr ich, dass sein furchterregender Blick hauptsächlich einer Mehlallergie geschuldet war. Hinter der harten Schale verbarg sich ein weiches Herz, und verliebten jungen Leuten war er durchaus wohlgesonnen. Als Sam mir die übrig gebliebenen Würstchen im Schlafrock mitgab und die Stücke vom Schoko-Kokos-Kuchen, die sonst weggeworfen worden wären, wurde mir zum ersten Mal klar, dass ich eine echte Chance

hatte. An diesem Tag liebte mein Hund Bundy Sam fast so sehr wie ich.

Sam war nie das typische Strandgirl. Während ihre Freundinnen ein Faible für lokale Klatschgeschichten, Filmstars und Byron Bay hatten, sprach Sam über Medizin, über Bücher, die ihr gefallen hatten, und über ihre Pläne, nach dem Studienabschluss nach Westafrika zu reisen. Nicht nur, dass Sam lustig und schön war – an ihr war auch etwas Besonderes, das ich schwer definieren konnte: obgleich sie sogar mit hohen Absätzen gerade mal ein fünfzig groß war, ging von ihr eine stille Kraft aus; ich spürte, wie mir ihre Lebensfreude Energie gab und ihre Gegenwart mich wärmte. Sie musste nicht andauernd reden und lenkte die Aufmerksamkeit nie auf sich, zugleich aber besaß sie ein stilles Selbstvertrauen, das den Eindruck erweckte, sie könnte alles schaffen, was sie sich in den Kopf setzte. Heute weiß ich, dass dieser Eindruck absolut zutreffend war.

Wir waren beide neunzehn, als wir zum ersten Mal miteinander ausgingen. Nach einem Drink oder auch zweien im Newport Arms Hotel war ich mutig genug, um Sam die Initiative ergreifen und mich zu einer Party in Bilgola Beach einladen zu lassen. Und das war's. Sam war meine erste, letzte und einzige Freundin, die zählte – ich wusste, dass ich die Liebe meines Lebens gefunden hatte.

Unsere Hochzeit war schlicht. Enge Freunde und Verwandte quetschten sich in den Garten hinter unserem Haus rund um einen fantasievollen Hochzeitsbaldachin. Ich hatte ihn von einer Hochzeit ausgeliehen, auf der ich einige Wochen zuvor fotografiert hatte. Ganz abgesehen davon, wie atemberaubend Sam ausgesehen hatte, muss ich noch immer an die unglaublichen Blumen denken und an die riesige Schokoladentorte, die

Sams Vater gebacken hatte. Mit Tränen der Freude in den Augen nahm er mich als seinen Sohn in die Arme. Bevor die Festivitäten außer Kontrolle gerieten, überraschte ich meine Braut mit einer Maori-Tanzgruppe, die traditionelle Lieder und einen Haka-Tanz darbot. Das war vielleicht ein wenig seltsam, weil keiner von uns beiden neuseeländische Wurzeln hatte, und doch war es irgendwie perfekt. Als ich Sams entzücktes Lachen hörte, wollte ich sie dafür am liebsten gleich noch einmal heiraten.

Sam begann ihre Laufbahn als Krankenschwester auf der neurochirurgischen Station des Royal Prince Alfred Hospital in Camperdown. Unser erstes Zuhause war ein westentaschengroßes Reihenhaus in Sydneys Stadtteil Inner West. Unsere Verbindung zur Küste ließen wir aber nie abreißen, und häufig pilgerten wir quer durch die Stadt, um den Strand zu erreichen. Neben der Liebe zum Ozean teilten wir eine Leidenschaft für das Reisen. Wann immer wir fortkonnten, um die Welt zu erkunden und neue Kulturen zu erleben, schulterten wir unsere Rucksäcke und brachen in unbekannte Gegenden auf.

Viel Geld hatten wir nicht, aber das war auch nicht wichtig, denn keiner von uns beiden machte sich etwas aus Luxusresorts oder Pauschalreisen. Sam und ich sind gern an der frischen Luft – staubige Pfade mögen wir mehr als Großstadtstraßen, Lehmhütten sind uns lieber als Museen, und ein Imbiss sagt uns mehr zu als teure Restaurants. Einen von funkelnden Kronleuchtern erhellten Ballsaal finden wir langweilig im Vergleich zu einem Nachthimmel voll unbekannter Sternbilder.

Bis zu unserem zehnten Hochzeitstag waren wir rund um das Mittelmeer und darüber hinaus gereist. Sams Traum, Afrika zu besuchen, ging fünfmal in Erfüllung; wir bereisten Marokko, Senegal, Mali, Mauretanien, Burkina Faso, die Elfenbeinküste, Ghana, Togo, Botswana und Äthiopien. Darüber

hinaus erkundeten wir den Nahen Osten und waren an Orten, die heute für Touristen völlig tabu sind. Je weiter wir kamen, desto mehr verliebten wir uns. Und je mehr wir uns verliebten, desto weiter wollten wir reisen.

Viele meiner kostbarsten und beständigsten Erinnerungen hängen mit Erlebnissen zusammen, die ich während dieser wilden und freudvollen Streifzüge mit Sam teilte. Nie werde ich vergessen, wie wir in der Türkei noch vor Morgengrauen den Berg Nemrut erkletterten, wie wir auf Araberpferden zur Stufenpyramide des Djoser ritten, der frühesten in Ägypten errichteten Pyramide, oder wie wir Seite an Seite an den Wällen der Festung Quasr Ibn Ma'an standen, hoch über der antiken Ruinenstadt Palmyra in Syrien.

Nicht immer waren wir in untergegangenen Städten und schwierigem Gelände unterwegs – während einer Woche, in der wir unsere Schritte durch das Labyrinth der Seitenstraßen von Rom lenkten, aßen wir handgemachte Pasta, bis wir dachten, wir müssten platzen. Und dann aßen wir noch mehr davon. Exotische Geschmacksrichtungen und Ethno-Food haben wir schon immer geliebt; solche Dinge spielten in unserem Leben eine wichtige Rolle – immerhin hatte das Essen uns ja einst zusammengebracht!

Sam und ich fühlten uns vom Glück verwöhnt, weil wir diese außergewöhnlichen Erfahrungen teilen durften, und wünschten uns, es würde immer so weitergehen, auch für unsere Kinder und Enkelkinder. Wir hätten uns nie vorstellen können, mit dem Reisen aufzuhören, und hofften bereits, so bald wie möglich nach Afrika zurückzukehren, als das Leben Größeres mit uns vorhatte – Dinge, die in einem flatterigen Zelt in den kenianischen Ebenen ihren Anfang genommen hatten. Ich war überglücklich, als Sam merkte, dass sie schwanger war. Bewundernswert stoisch mit ihrem enormen

Bauch (ihr Hüftumfang stand der Körpergröße kaum nach), hantierte Sam im Haus herum wie ein entschlossener Käfer.

Ihre erste Schwangerschaft war die schwierigste. Sam wollte eine natürliche Geburt, aber nach zweiundzwanzig Stunden Wehen sah es nicht gut aus. Es wurde immer deutlicher, dass unser Baby unter Sauerstoffmangel litt, und das Geburtshilfeteam wollte schleunigst einen Kaiserschnitt vornehmen. Bei der Eile, unser Kind sicher auf die Welt zu bringen, versagte die Epiduralanästhesie, und Sam fühlte, wie das Skalpell des Chirurgen ihr ins straffe Fleisch schnitt. Das konnte nicht anders als qualvoll sein, und doch ertrug sie es irgendwie. Ihr Gesicht wurde totenblass, aber sie drückte nur fest meine Hand und schrie nicht auf. Ich glaube, dass nur eines auf der Welt ihre schrecklichen Schmerzen lindern konnte – der Anblick des winzigen, vollkommenen Gesichts unseres kleinen Sohnes Rueben.

Ich hätte es verstanden, wenn Sam nach einer so schrecklichen Erfahrung nie wieder eine Geburt hätte durchmachen wollen, aber sie liebte es, Mutter zu sein, und wollte eine größere Familie. Als unser zweiter Sohn Noah zur Welt kommen sollte, war Sam erstaunlicherweise so ruhig und zuversichtlich, dass sie beschloss, sich auf dem Rücksitz unserer silbernen Vespa von mir ins Krankenhaus bringen zu lassen. Auf dem Parkplatz der Entbindungsstation standen sie Spalier, mit teils schockierten, teils lächelnden Gesichtern. Zwei Jahre später begrüßten Sam und ich den kleinen Oliver auf der Welt, und nun war unsere Familie komplett.

Inzwischen waren wir nach Northern Beaches gezogen, an den Stadtrand von Sydney – zurück in jene Gegend, in der wir beide aufgewachsen waren. Um sich auf die Erziehung unserer drei ungestümen Jungs konzentrieren zu können, arbeitete Sam nun nicht mehr als Vollzeit-Krankenschwester, und die

aufkommende Digitalfotografie brachte es mit sich, dass ich von zu Hause aus arbeiten und als Papa mit anpacken konnte. Es war eine himmlische Zeit.

Mit drei halbwildem Jungs konnten wir nicht mehr wie früher rund um den Globus reisen, aber Ruhe gaben wir deshalb noch lange nicht. Sam und ich surfen und schwammen, so oft es möglich war. Sam fuhr Skateboard, ging joggen, stieg aufs Mountainbike und spielte Fußball, und als wäre das alles noch nicht genug, trainierte sie regelmäßig im örtlichen Fitnessstudio. Kein Wunder, dass unsere Söhne alle nach der Mutter kamen: Noch ehe sie ihre Schnürsenkel selbst binden konnten, betrieben sie voller Begeisterung alle möglichen Sportarten. Unsere Garage war vollgestellt mit BMX-Rädern, Surfbrettern, Skateboards, verdreckten Fußballschuhen und Rugbybällen.

Während die Kindergeburtstage kamen und gingen, warteten wir mit immer größerer Vorfreude darauf, dass die Jungs alt genug sein würden, um unsere Vorliebe für Abenteuerreisen zu teilen. Wir dachten uns alle möglichen Reiserouten auf der ganzen Welt aus, waren aber so damit beschäftigt, unser Haus in Ordnung zu halten, beruflich auf der Höhe zu bleiben und Schulbildung wie Freizeitaktivitäten unserer Kinder auf die Reihe zu bekommen, dass wir uns langsam fragten, ob wir jemals wieder ein Flugzeug von innen sehen würden. Aber als Sams Vater starb, wurde uns klar, dass wir uns einfach die Zeit nehmen mussten. Solch ein geliebtes Vorbild zu verlieren, traf uns hart und erinnerte uns daran, dass wir als Eltern mit unseren Kindern für so viele glückliche Erinnerungen sorgen mussten, wie wir nur konnten.

Ägypten war unsere erste Wahl. Wir wollten unseren Söhnen zeigen, dass die alte Geschichte noch immer lebendig war. Leider hatten sich seit unserer letzten Reise in den Nahen Osten die Rahmenbedingungen verschlechtert – es war keine gute Gegend mehr für ausländische Reisende, erst recht nicht

für solche, die mit kleinen Kindern unterwegs waren. Wir beschlossen, dass sich unser erstes großes Auslandsabenteuer als Familie ein bisschen näher an unserer Heimat abspielen sollte, und entschieden uns daher für Thailand, ein faszinierendes Land, über das wir schon viel Wunderbares gehört hatten.

Wir machten uns nach Phuket auf, das zu unserer Überraschung inzwischen zum beliebtesten Badeort in ganz Südostasien geworden war. Die Einheimischen waren reizend und die Strände sehr schön, aber die Thaikultur, die wir unsere Kinder erleben lassen wollten, war praktisch unsichtbar in diesem Ort, der, wie sich herausstellte, eine internationale Partystadt für jugendliche Rucksacktouristen war. Unsere hochfliegenden Erwartungen wurden erst mal enttäuscht, aber Sam und ich wollten auf keinen Fall klein beigeben. Wir freuten uns, dass andere Touristen hier ihren Spaß hatten, aber wir hatten doch nicht zehn Stunden im Flugzeug gesessen, damit unsere leicht beeinflussbaren Jungs Cheeseburger aßen und über T-Shirts mit anstößigen Aufdrucken kicherten.

Nachdem wir, um uns wieder zu sammeln, ein erfrischendes Bad in der Andamanensee genommen hatten, dachten wir bei einem Chicken Satay mit Reis über unsere Optionen nach. Noch ehe die Sonne untergegangen war, hatten wir unsere Flucht geplant. Wir wollten Chiang Mai ansteuern und dann noch weiterfahren, ungefähr 1500 Kilometer Richtung Norden. Dort wollten wir Thailands indigene Bergstämme aufsuchen, die in der Grenzregion mit Myanmar und Laos leben. Für unterwegs hatten wir einige Zwischenstopps an der Küste eingeplant, um uns zu entspannen und das Leben der thailändischen Landbevölkerung kennenzulernen.

Am nächsten Morgen drängte sich Familie Bloom in einen Minivan und

fuhr auf der Thanon Phetkasem, Thailands längster Schnellstraße, nach Ostnordosten. Sechs Stunden später waren wir auf der anderen Seite der Malaiischen Halbinsel angelangt – am Südchinesischen Meer. Dort fuhren wir pünktlich zum Abendessen in ein kleines Küstendorf am Golf von Thailand ein. Es war perfekt.

Als wir am nächsten Tag bei Sonnenaufgang erwachten, waren wir begierig darauf, die Gegend zu erkunden. Abgesehen von Kokospalmen, die sich im Wind wiegten, war der Strand leer. Das Wasser zog uns magisch an, und so sprangen wir alle hinein und verbrachten die nächsten drei Stunden lachend und herumspritzend in völliger Ausgelassenheit. Für Sam und mich waren Freude und Erleichterung geradezu mit Händen zu greifen. Nun würde Thailand doch noch das traumhafte Familienabenteuer werden, das wir uns erhofft hatten.

Während die Jungs miteinander rangen und in den sich am Ufer brechenden Wellen herumtollten, zog sich Sam ein türkisfarbenes T-Shirt und schwarze Shorts über ihren Bikini. Ihrem Beispiel folgend, trockneten wir uns ebenfalls ab, zogen T-Shirts und Flipflops an und schlenderten zur Hotelrezeption hinüber, wo ich mich nach der Möglichkeit erkundigte, Fahrräder auszuleihen. An diesem Tag wollten wir einfach nur entspannt durch die Landschaft radeln, um einen besseren Eindruck davon zu bekommen, wo wir waren und was uns hier geboten wurde.

Niemand hatte etwas gegessen, und vielleicht lag es an der Hitze und Luftfeuchtigkeit – jedenfalls waren wir trotz unseres frühen Aufbruchs und des aktiven Vormittags eher durstig als hungrig. Die nette ältere Dame an der Freiluftbar unweit der Rezeption bot uns an, frischen Saft aus handgepflückten tropischen Früchten und zerstoßenem Eis zu machen.

Genau das brauchten wir jetzt. Die Jungs wählten Kombinationen aus Ananas, Mango und Kokoswasser (letzteres hauptsächlich, um mitzuerleben, wie die kleine Thai-Oma eine gewaltige Machete geschickt niedersausen ließ, um den Kokosbast und die spröde Schale zu spalten). Sam und ich bestellten frischen Papayasaft mit einem Spritzer Kaffir-Limette. Augenblicklich war der salzige Geschmack des Meeres aus meinem Mund verschwunden. Ich glaube, so etwas Erfrischendes hatte ich noch nie getrunken.

Während wir zufrieden schlürften, schweiften unsere Blicke über den Hof. Uns gegenüber gab es eine Wendeltreppe, die zu einer Aussichtsterrasse auf dem Dach führte. Als wir ausgetrunken hatten, stiegen wir hinauf, um uns von oben die Umgebung anzuschauen. Voller Freude entdeckten wir, dass dieser Aussichtspunkt, obwohl er nur gut zwei Stockwerke hoch lag, einen unverstellten Blick in alle Richtungen bot. Sam und die Jungs suchten den sich endlos ausdehnenden Sandstreifen nach vielversprechenden Surfstellen ab – in diesem Golf eher eine Seltenheit. Ich wandte meinen Blick vom Strand ab und sah, dass wir an einem viel abgeschiedeneren Ort waren, als ich zunächst gedacht hatte. Er war umgeben von Ananas- und Kokosplantagen, und hier und dort standen schläfrig wirkende Wasserbüffel herum.

Inzwischen war es schon fast elf, und alles lag still und heiß da. Abgesehen von einem stolz zerzausten Hahn, der zu seinem Sitzplatz im Geäst des riesigen Gummibaums neben dem Hotel hinaufflog, rührte sich so gut wie nichts. In der Ferne entdeckte ich einen glitzernden und schimmernden buddhistischen Tempel, und so machte ich ein paar Fotos und merkte mir, in welche Richtung wir unsere Räder nach dem Mittagessen zu lenken hatten – oder vielleicht auch erst später am Tag, wenn es etwas kühler geworden war.

Und dann blieb die Zeit stehen.

Ich hörte ein schreckliches Klirren wie von zerspringenden Glocken, den Klang von Metall, das heftig auf Stein prallt.

Sam hatte sich gegen das Gelände gelehnt – parallele Reihen von Eisenstäben, die in Betonpfählen verankert waren. Gehalten wurden sie von robust aussehenden Holzpflocken, die jedoch, was keiner wissen konnte, im Innern von Trockenfäule zerfressen waren. Die Absperrung brach durch, und die herumwirbelnden Eisenstäbe schlugen sechs Meter unter uns auf dem harten, blauen Zementboden Funken. Dieses Geräusch kreischte in meinen Ohren und ließ mich blitzschnell den Kopf herumwerfen.

Als das Gelände nachgegeben hatte, war Sam der Schreck in die Glieder gefahren, und sie hatte das Gleichgewicht verloren. Für einen unendlich langen Augenblick schwebte sie über der Kante, in einem unmöglichen Winkel dem Abgrund entgegen geneigt. Ihre schlanken Arme ruderten wild umher, und ihre Finger waren dabei so weit auseinandergespreizt, als versuchte sie, in der Luft Halt zu finden und dem Sturz zu entgehen.

Und dann sah ich sie nicht mehr.

Sie hat nicht geschrien. Ich habe nicht gehört, wie sie unten aufschlug. In meinen Ohren toste eine furchtbare Stille. Mein Kopf war wie leer gefegt; alle Gedanken bis auf einen waren ausgelöscht durch einen grellen Blitz aus Angst und Entsetzen. Ich ließ alles fallen und rannte zu der Stelle, wo sie abgestürzt war. Der Blick nach unten war schrecklicher, als ich es mir hätte vorstellen können. Sechs Meter unter mir lag Sam völlig verdreht auf den Fliesen.

Sie gab nicht den kleinsten Laut von sich.

Zeit und Raum schienen sich zusammenzufalten. Plötzlich kniete ich an Sams Seite. Sie war bewusstlos, aber sie lebte. Gerade noch.

Der heftige Aufprall hatte ihre roten Flipflops weggeschleudert, und auch

die Sonnenbrille war verschwunden. Ihre Augenlider waren nicht ganz geschlossen, und mein Blick streifte das Weiße unter ihren Pupillen. Das hätte schon genügt, um mich aus der Fassung zu bringen, aber dann sah ich den scheußlichen knochigen Buckel in der Mitte ihres Rückens, einen wütenden, missgestalteten Höcker von der Größe meiner Faust. Er drückte sich durch ihr T-Shirt, und ich fürchtete das Schlimmste.

Sam hatte sich die Zunge durchgebissen – ihre zusammengepressten Zähne waren rot gefleckt –, und jeder ihrer rauhen, japsenden Atemzüge war ein schwaches, blubberndes, gespenstisches Keuchen. Ich versuchte ihr den Mund zu öffnen, um die Atemwege freizubekommen, aber ihr Unterkiefer war blockiert. Ich riss mir das T-Shirt vom Leib und knautschte es zu einem kleinen Kissen zusammen. Dann versuchte ich, ihr Gesicht ganz sacht zur Seite zu drehen und sie in stabile Seitenlage zu bringen. Aber kaum hatte ich die Hände um ihren Kopf gelegt, spürte ich etwas Warmes und Feuchtes. Wohin ich auch schaute, überall sickerte Blut durch ihr blondes Haar. Sams Kopf war in zwei verschiedenen Richtungen aufgeplatzt. Egal an welche Stelle ich meine Hände legte, egal wo ich ihr Haar teilte oder wie sehr ich mein blutgetränktes T-Shirt als Kompresse gegen ihren Kopf drückte – weder konnte ich die Blutung stillen, noch fand ich die Enden der gezackten Wunden, aus denen dieses Blut kam. Ich sah, wie ein immer größer werdender purpurner Heiligenschein Sams engelhaftes Gesicht umgab. Ihr Lebenssaft lief auf dem Beton zu einer Pfütze zusammen. Und aus meinem Herzen schwand die Hoffnung.

Ich schrie nach Hilfe. Verzweifelt und mit kläglichem Erfolg versuchte ich es meiner bewusstlosen Frau ein wenig leichter zu machen. Ich rief nach einem Krankenwagen. Dann schrie ich wieder nach Hilfe. Ich brauchte

jemanden, egal wen, der meine Söhne zurückhielt; ich wollte verhindern, dass sie ihre Mutter in diesem Zustand sahen. Aber als ich aufschaute, standen sie alle drei neben mir, stumm und mit aschfahlen Gesichtern.

Noah sagte keinen Ton, aber heiße Tränen rannen ihm über die Wangen. Für den kleinen Oli war das Entsetzen zu groß; er krümmte und übergab sich. Rueben, der Älteste, nahm seinen ganzen Mut zusammen, aber als er versuchte, etwas zu sagen, kamen die Worte als gespenstisches Wispern aus seinem Mund: »Wird Mama gleich sterben?«. Ich kann mich bis heute nicht erinnern, was ich ihm geantwortet habe oder ob ich ihm überhaupt eine Antwort gab.

Touristen und Einheimische eilten herbei; einige trösteten unsere beiden Jüngsten und schirmten sie vom Unfallort ab, während sich andere zu mir gesellten und alles taten, worum ich sie bat. Rueben sprintete zur Rezeption, um einen Krankenwagen anzufordern. Innerhalb von zwanzig Minuten trafen die Rettungssanitäter ein und nahmen die Sache in die Hand – Sam wurde auf ein langes, orangefarbenes Spineboard geschnallt und in den Rettungswagen geschoben. Ich stolperte hinter meiner geliebten Frau her und wollte alles Erdenkliche tun, um sie zu retten, aber in Wahrheit war ich machtlos.

Sam blieb drei Tage an jenem orangenen Brett festgebunden; sie wurde in Notaufnahmen gerollt und wieder hinausgeschoben und musste die lange und beschwerliche Reise vom örtlichen Krankenhaus in ein größeres Klinikum, das näher an Bangkok lag, über sich ergehen lassen. Sie wechselte zwischen einem halbawachen Zustand und Bewusstlosigkeit hin und her – sie hatte schreckliche Schmerzen, nestelte im Halbschlaf oft an den Riemen, die sie festhielten, und versuchte die Maske und die Schläuche, die sie am Leben hielten, abzustreifen. Wenn für ein paar flüchtige Momente das klare

Bewusstsein heraufzudämmern begann, versuchte sie meinen Namen zu rufen. Und dann begann sie zu weinen.

Ein Chirurgenteam wollte Sam sofort operieren, aber ihr Blutdruck war viel zu schwankend, als dass sie eine Operation hätte überleben können. Und so warteten wir. Wir warteten und warteten. Man sagte mir, es gäbe nur »eine gewisse Chance, dass sie durchkommen könnte«.

Der Konsul aus der australischen Botschaft kam aus der Hauptstadt und half mir, für die Jungs zu sorgen; er brachte sie in einem nahe gelegenen Hotel unter. Irgendwann duschte ich mich und zog andere Sachen an; ich versuchte, etwas zu essen und ein wenig Schlaf zu finden, aber Sams kritischer Zustand und ihr Leiden überdeckten alles andere. Ich wollte meine Frau keinen Moment aus den Augen lassen, denn ich hatte Angst, bei ihrem letzten Atemzug nicht anwesend zu sein. Und gleichzeitig graute es mir bei dem Gedanken, diesen letzten Atemzug mitzuerleben.

Als sie endlich aus dem Operationssaal gerollt wurde und ihr Bett in einem Hightech-Lebenserhaltungssystem auf der Intensivstation seinen Platz fand, teilte man mir die medizinischen Details mit: Sams Schädel war an mehreren Stellen gebrochen, und das Gehirn blutete und war gequetscht. Beide Lungenflügel waren gerissen, und einer hatte völlig zu arbeiten aufgehört, weil sich Sams Brusthöhle mit Blut gefüllt hatte. Es gab kein Organ, das nicht in Mitleidenschaft gezogen worden wäre, und ihr Rückgrat war am sechsten und siebten Brustwirbel gebrochen, gleich unterhalb der Schulterblätter.

Nachdem Sam aus der Betäubung aufgewacht war, konnte sie aus eigener Kraft atmen, was alle sehr erleichterte. Ihre Beine aber spürte sie noch nicht. Allerdings war die Rückenverletzung auch so schwer, dass

man uns sagte, Sam leide wahrscheinlich unter einem spinalen Schock. Die Nervensignale würden sich im Laufe der nächsten sechs bis acht Wochen, wenn die Schwellung zurückging, allmählich wieder einstellen.

Die Zunge verheilte, aber etwas anderes machte Sam das Sprechen schwer: Aufgrund ihrer schrecklichen Kopfverletzungen hatte sie ständig migräneartige Schmerzen. Als die Jungs sie zum ersten Mal besuchen durften und ihr furchtbar geschwollenes Gesicht sahen, erstarrte Noah, weil er glaubte, seine Mutter wäre tot. Und als Sam endlich etwas sagen konnte, klagte sie nicht und bettelte nicht um Mitleid; sie bat uns nur mehrmals um Entschuldigung dafür, dass sie uns den Urlaub verdorben hatte. Ihre Selbstlosigkeit und ihr Mut waren außerordentlich, aber leider nicht ansteckend – ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, und bald standen wir alle weinend da.

Die Wochen flossen träge dahin, ohne dass es Anzeichen für eine Besserung gab. Sam hatte den Geruchs- und den Geschmackssinn eingebüßt, und unterhalb der ominösen Quetschstelle am Rücken zeigte sie keine Reflexreaktion. Aber sie blieb zuversichtlich und lehnte die Einnahme von Schmerzmitteln ab, sooft sie es ohne aushalten konnte: Sie hoffte, auf diese Weise das erste Anzeichen für den wirklichen Beginn der Genesung nicht zu verpassen. Als die Ärzte befanden, dass Sam reisefähig war, flog man sie heim nach Sydney. Dort wartete sie in einem Krankenhaus geduldig auf bessere Nachrichten. Sie wartete vergebens.

Als ich einmal nicht da war, teilte ihr ein gefühlloser Arzt brüsk mit, es sei inzwischen offensichtlich, dass sie niemals wieder werde laufen können. Meine tapferere Frau war am Boden zerstört. Ich weiß nicht, wie sie es nach diesem niederschmetternden Schlag schaffte, aktiv am Rehabilitationsprozess teilzunehmen. Aber sie tat es. Und zwar mit ganzer Kraft.

Es dauerte sieben Monate, bis Sam aus der Abteilung für Wirbelsäulenverletzungen entlassen wurde. Die Jungs und ich waren überglücklich, sie wieder bei uns zu Hause zu haben, aber wenn wir auch noch so breit lächelten – jeder von uns war untröstlich und fürchtete die nächsten Monate. Der dünne Lack des Freudenfestes konnte unser Gefühl der Hoffnungslosigkeit kaum übertünchen.

Uns zuliebe tat Sam ihr Bestes, um optimistisch zu wirken. Aber wir konnten sehen, wie sehr sie zu kämpfen hatte. Jeden Tag lag eine Schlacht vor ihr, die sie nicht gewinnen konnte. Nicht mehr imstande, ihrem inneren Antrieb zu folgen oder ihre unbändige Energie unmittelbar umzusetzen, konnte sie auch am Familienleben nur mehr am Rand teilnehmen, beobachtend, hoffend. In aller Stille betrauerte Sam den Verlust ihres früheren Selbst; sie weinte sich leise in den Schlaf und wachte weinend auf. Immer wenn die Jungs zu ihr kamen, schöpfte sie neue Kraft, und doch spürte ich, dass ihre innere Stärke nachzulassen begann. Sie war nicht mehr jene Naturgewalt, als die ich sie stets gekannt hatte. Sie lächelte seltener und nicht mehr so strahlend. Jeden Morgen dauerte es ein wenig länger, bis sie aus unserem Schlafzimmer kam. Eigentlich wollte sie überhaupt nicht mehr aufwachen.

Dass ein so unbändig freier und leidenschaftlicher Geist nun durch die Schmerzen und den Rollstuhl irgendwo ankerte, wo unsere Liebe ihn nicht mehr erreichte, war mehr, als wir ertragen konnten.

Ich suchte Rat und Unterstützung, wo immer ich konnte, aber nichts schien zu helfen.

Langsam, aber sicher verlor ich die Liebe meines Lebens.

Und dann kam Penguin zu uns.



Die »Hoffnung« ist ein Federding –

Emily Dickinson



Penguin Bloom



Engel gibt es in allen Formen und Größen.



Penguin war nur ein kleines Elsterküken mit wackeligem Kopf, als mein Sohn Noah sie auf dem Parkplatz neben dem Haus seiner Großmutter fand.

Windböen, die von der Küste her wehten, hatten sie aus ihrem Nest geworfen, das sich etwa zwanzig Meter hoch in einer riesigen Norfolkkanne befand. Sie war wohl durch das Geäst gekugelt und gepurzelt, immer wieder aufgefangen worden und weiter gefallen, bis sie schließlich auf dem Asphalt hart aufgeschlagen war.

Ein Flügel hing schlaff an ihrer Seite hinab, und obwohl sie sehr ramponiert war und sich kaum bewegen konnte, hatte sie unglaubliches Glück gehabt, einen so schrecklichen Sturz zu überleben.

Aber sie war noch nicht über den Berg. Ohne sofortige Hilfe wäre das zitternde Küken innerhalb von Stunden gestorben.

Unsere Familie hatte schon so viel Tragisches erlebt, dass es für ein ganzes Menschenleben reichte. Wir konnten nicht einfach untätig zuschauen. Sam bat Noah, den kleinen Vogel aufzuheben. Und mit der Großmutter am Steuer sausten sie nach Hause.